

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Freitag, den 23. Januar.

1925.

(34. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Lydia kannte diese Beurteilung ihrer Person recht gut und hatte ihr seltsam geheimnisvolles Lächeln dafür. Ein paar Kolleginnen behaupteten denn auch: „Die Ewert hat doch irgend jemand in petto — wer weiß, was wir noch an ihr erleben!“ Aber diese wenigen drangen mit ihrer Meinung nicht durch.

Jetzt im sonnengoldenen, herrlichen Herbst war Lydia wieder einmal in Wiesbaden. Sie hatte es in München durchgesehen, mindestens zehn Tage in Wiesbaden zu bleiben — der Intendant hatte ungern eingewilligt, aber Lydia trat sehr selbstherrlich auf, auch ihm gegenüber. War es, wie einige Spötter behaupteten, weil er sich die Flügel an der spröden Schönheit versengt hatte und immer noch gegen die Festung Sturm lief?

Wiesbaden war von brausendem Leben erfüllt. Berühmte Namen aller Art schwirrten durch die Luft; man zeigte einander auf den Promenaden Finanzgrößen, Kunststars, Halbwelt Damen, Ritter von Geist und von Geldbeutel, überseeische Merkwürdigkeiten, Leute mit großer Vergangenheit und mit großer Zukunft. Auch Lydia fand viel Beachtung. Ihre stolze Schönheit, die vornehme, von feinstem Geschmack zeugende Einfachheit ihres Anzugs, ihr Ruf als große Künstlerin und als unnahbare Gletscherjungfrau — alles das ließ sie dem internationalen Publikum interessant erscheinen. Man blickte ihr bewundernd nach, wenn sie die Taunusstraße entlang schritt oder sich auf der Kurpromenade zeigte, meist in Begleitung einer älteren, dunkelgekleideten Person von angenehmem Äußern, immer aber einen selten schönen Hund an langer, feiner Stahlkette mit sich führend, der so würdevoll daherkam, als wüßte er ganz genau, welche Koryphäe er zu begleiten habe. Dies war Monarch — Monarch, heute mit einem Buftett roter Rosen, morgen mit einem dicken Tuff prachtvoller Parmareiseln im Halsband, gelassen und ein wenig geringschätzig über die Menge hinwegblickend, die seine Herrin und ihn so neugierig umdrängte.

Ein sonnenfunktender Septembertag, die Luft so mild und duftig hauchend, wie im ersten Lenz; seltene kostbare Toiletten, seltene, kostbare Blumen überall; auch viel Jugend und Schönheit, viel Flirt und Müßiggängertum. Mein Gott, Wiesbaden ist keine Stadt für arme Leute, hier geben die oberen Zehntausende sich ihr Stelldichein, man rechnet fast nur mit Millionen. Der kleine Rentner hat hier nichts zu suchen.

Lydia Ewert, in diskrete Fliederfarbe gekleidet, kommt mit Sophie und Monarch langsam daher; sie muß sich darauf gefaßt machen, heute mehr denn je Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein, denn gestern ist sie als Desdemona aufgetreten, hier in Wiesbaden zum erstenmal, hat einen sehr berühmten Mimen als Othello gehabt und hat mit ihm gemeinsam einen sensationellen Erfolg errungen. Das ist ihr freilich nichts Neues, aber sich einem ausgewählten Publikum zum erstenmal in einer bedeutenden Rolle zu zeigen, das will immerhin etwas sagen.

Indessen, es wird Lydia sehr bald klar, daß sich die Sensationslust des Publikums heute zwischen ihr und

irgend einem anderen aufsehenerregenden Ereignis teilt. Wohl hört sie das ihr so bekannte Flüstern: „Die Ewert! Lydia Ewert!“ Wohl erntete sie viele ehrfurchtsvolle Grüße und bewundernde Blicke, aber da ist irgend etwas, was die Aufmerksamkeit der Menge mindestens ebenso in Anspruch nimmt wie ihre Persönlichkeit — wenn nicht mehr. Fragen, die sie beim langsamen Vorüberschreiten auffängt — Worte, Ausrufe, die sie hört, deuten auf eine Begebenheit, die selbst hier, in diesem internationalen Weltbadeort, Aufsehen erregt.

„Gestern abend, sagen Sie?“ „Ach, es war ja schon Nacht!“ Vor dem Hotel oder im Hotel selbst?“ „In der Vorhalle glaube ich!“ „Tödlich getroffen, nicht wahr?“ „Das weiß man nicht — jedenfalls schwer verletzt — die drei größten medizinischen Autoritäten, die zurzeit hier anwesend sind, wurden herangezogen!“ „Alter Herr doch schon?“ „Was heißt alt heutzutage, lieber Präsident? Starker Lebemann natürlich!“ „Und diese rabiate Person hat sich ohne weiteres festnehmen lassen?“ Ohne weiteres! Sie will nichts verbergen, nichts beschönigen, bedauert nur, ihn nicht sofort tödlich getroffen zu haben!“ „Unangenehm auch für das Hotel — oder hat man ihn fortgebracht?“ „Bewahre, er soll nicht transportfähig sein!“ „Lebt die Frau denn noch?“ „Vor zwei, drei Jahren gestorben — trostlose Ehe — blödsinnige Kinder und was weiß ich sonst noch alles!“

Dies ungefähr war es, was Lydia Ewert im Weiterwandeln auffing — lange dauerte es auch nicht, und es wurden Extrablätter ausgegeben, die dem sensationsdurstigen Publikum das Ereignis klarlegten, so daß auch Lydia alsbald im Bilde war.

Der Tatbestand war folgender: Ein vornehmer, älterer Herr, der Fürst von Meeden-Hennock, war in der vorangegangenen Nacht, vom Theater heimkehrend, in der Vorhalle seines Hotels von seiner früheren Geliebten, man sagte, sie sei eine Spanierin, durch einen Schuß in die Brust lebensgefährlich verletzt worden. Wie die noch junge und schöne Person sich Eingang in das Hotel hatte verschaffen, sich in der Vorhalle hatte verbergen können, das blieb vorläufig noch unaufgeklärt. Der Fürst, vielfacher Millionär, überall als ein starker Welt- und Lebemann bekannt, weilte seit etwa acht Tagen in Wiesbaden und bewohnte in einem Hotel 1. Ranges eine ganzen Etage, verfügte über eigenes Auto und Chauffeur, über Equipage und Dienerschaft und trat als Grandseigneur auf. Von einem Liebesverhältnis wollte man im Hotel nichts wahrgenommen haben, auch hatte niemand daselbst die junge Spanierin gesehen; es war alles ganz plötzlich gekommen. Ärztliche Hilfe war alsbald zur Stelle gewesen, der Fall sah sehr ernst aus. Der Patient, dem die sorgsamste Pflege zuteil wurde, sei vollkommen bei Besinnung.

Dies alles hörte und las Lydia Ewert, ohne besonderes Interesse daran zu nehmen. In der großen Welt kamen ähnliche Vorfälle oft vor; wunderbar mußte es nur erscheinen, daß ein Mann in so vorgerücktem Alter einem jungen Weibe noch so leidenschaftliche Gefühle hatte einflößen können, denn daß die Tat aus Eifersucht

geschehen war, lag klar zutage. Die Ehe würde der Fürst der Spanierin schwerlich versprochen haben. Sie hatte sich über ihre früheren und jetzigen Beziehungen zu ihm nicht weiter ausgelassen, hatte unumwunden die Tat zugegeben und sich nicht verhaften lassen. Mit einer ganz besonderen Leidenschaft hatte sie sich nur darnach erkundigt, ob der Schuß tödlich gewesen sei, und war, als man dies verneinte, in ein empörtes Weinen ausgebrochen, das ihr das Bedauern über das Mißlingen ihres Vorhabens ins grellste Licht setzte. Als man ihr die ernste Lebensgefahr, in der der Fürst schwebte, geschildert hatte, war sie etwas ruhiger geworden. Lydia Ewert trat nie zwei Tage hintereinander auf. Sie hatte für den späten Nachmittag eine Verabredung mit Bekannten, eine Autofahrt ins Nerotal, die in irgend einem kleinen rheinischen Städtchen mit einem zwanglosen Abendessen enden sollte.

Sophie hatte die Weisung bekommen, niemand vorzulassen, als die Schauspielerin sich nach dem Diner in ihr Wohnzimmer zurückgezogen hatte. Mit einem guten Buch — Schopenhauers Parerga — auf dem Divan hingestreckt, so gedachte Lydia sich einer Ruhestunde hinzugeben. Romane interessierten sie wenig. Eine gute Reisebeschreibung, ein historisches Werk konnte sie fesseln, am liebsten flüchtete sie sich in die feine Höhenluft der Philosophie, soweit ihr im ganzen ungeschulter Geist dies zuließ. Zu eingehendem Studium fehlte es ihr an Zeit; dennoch hatte sie sich anhand einschlägiger Schriften soweit gebracht, daß sie einem scharfen Denker wie Schopenhauer zu folgen vermochte. Heute indessen sollte es ihr nicht bequemen sein, sich ungestört dieser Lektüre hinzugeben. Auf leisen Sohlen schlüpfte Sophie ins Zimmer, einen großen Briefumschlag aus starkem, gelblichem Papier mit Wappen und neunziger Krone geschmückt, in der Hand tragend.

„Gnädiges Fräulein werden verzeihen; es soll etwas außerordentlich Wichtiges sein, der Bote wartet.“

Lydia hatte sich auf den Ellenbogen erhoben; sie bedeutete Sophie, in der Nähe zu bleiben. Dann öffnete sie den Briefumschlag. Eine große Visitenkarte, ebenfalls mit Krone und Wappen versehen, fiel heraus.

„Fürst Raoul von Meeden-Hennock, Erbgroßherr zu Teckleben und Wittmar, Ritter des Johanniter-Ordens, des Romthurkreuzes usw. usw.“ Auf der anderen Seite stand in zitterigen, halbverwischten Bleistiftzügen zu lesen:

„Ich bitte die Schauspielerin Fräulein Lydia Ewert, sofort zu mir zu kommen, da ich ihr wichtige Eröffnungen zu machen habe.“

Mit weit offenen Augen las Lydia diese wenigen Zeilen wieder und wieder. Ihr ohnehin blaßes Gesicht war noch bleicher geworden, die feinen Nasenflügel zitterten, die Zähne gruben sich in die Unterlippe. Mit einem Ruck war sie vom Divan in die Höhe.

„Sophie!“

„Gnädiges Fräulein!“

„Einen Straßenanzug — rasch! Dem Boten sagen Sie, ich käme sofort. Wenn ich fertig bin, gehen Sie oder schicken Sie zu Frau Konsul Anson, zu Frau Präsident Reiniq; ich könne die verabredete Partie nicht mitmachen, ich sei nicht wohl. Verstehen Sie? Nicht wohl. Daß ich ausgehe, sagen Sie nicht. Wenn jemand nach mir fragen sollte: Sie wissen nicht, wohin ich gegangen bin — oder auch, ich sei nicht wohl, ich könne niemand sehen, sei es, wer es sei.“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein!“

Binnen einer Minute hatte Sophie dem Boten Bescheid gesagt, war sie mit einem dunklen Straßenkostüm zur Stelle. Rasch und geräuschlos hantierte sie um ihr Fräulein herum. Lydia war nie für eine besonders animierte Unterhaltung zu haben, allein sie wußte: wenn ihre Herrin diesen Gesichtsausdruck hatte, dann war ihr jedes Wort zuviel. Stumm reichte sie Schirm, Handtasche, Geldtäschchen hin, stumm nahm die junge Schauspielerin alles in Empfang. Ein einziges Wort sprach sie noch: „Schleier!“ Und trotz des prächtvollen Sommerwattens mußte Sophie ihr den dichtesten, dunkelsten Schleier, den sie besaß, um den Hut knüpfen. Nun klappte die Tür — nun war sie gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Von Leo Matthias.

II.

Reise Tampico - Mexiko.

Die Eisenbahnen dieses Landes sind den nordamerikanischen ähnlich. Es gibt keine Coups. Man sitzt, wie in der Elektrischen, mit hundert Menschen zusammen, in der Richtung des Zuges. Ein Gang, in der Mitte, geht von der Lokomotive bis zum letzten Wagen. Die Türen bleiben offen, um die Temperatur erträglicher zu machen.

Am Ende des Zuges hängt ein Pullman-Car. Er ist für längere Strecken noch unbrauchbarer als die weiteuropäischen Coups. Dagegen kann er sich mit skandinavischen oder russischen Schlafwagen nicht vergleichen. Man sitzt, schläft und wäscht sich mit sämtlichen Passagieren in demselben Raum und ist gegen alle Rücksichtslosigkeiten dieser zwei bis drei Dutzend Menschen wehrlos. (Es wäre ein interessanter Beitrag zum Problem der Massenpsychologie, einmal zu untersuchen, woher dieser Wagen seinen Ruf hat.)

Abgesehen von diesem Pullman gibt es nur eine erste und zweite Klasse. In der zweiten Klasse fahren fast ausschließlich Indios; in der ersten: Kreolen. Im Pullman: die Ausländer.

Der Kontrollapparat in diesen Zügen ist seltsam und praktisch. Man zeigt sein Billett vor und erhält dafür einen Zettel, den man an den Hut steckt. Viele sichtbare Legitimation wählt für die nächsten zwei, drei Tage vor jeder Belästigung von dieser Seite. Man kann tun und lassen, was man will.

Man kann sich sogar auf das Trittbrett setzen.

Ich setzte mich auf das Trittbrett.

Welche trostlose Landschaft lag da zwischen meinen Schuhen! Zuerst Tants, dann wieder Tants, dann ein breiter, sandiger Fluß ohne jedwedes blühendes Gehänge, dann hohes Gras, hin und wieder ein Busch, hin und wieder eine halbvertrocknete Palme, nirgends die kleinste Wiesblume, noch nicht einmal eine Distel. Vielleicht gibt es hier keine Wiesenblumen und Disteln, dachte ich, vielleicht gibt es nur Orchideen. Aber wo sind dann die Orchideen? Ich hatte mir die Tropen etwas anders vorgestellt.

Der Zug fuhr in ein Gehölz. Man sah vor einem Vorhang. Wartete, wartete. Aber nichts ereignete sich. Links und rechts: drei, vier Meter hohe Büsche, hohes Gras, Büsche, hohes Gras, vorgekletterte Äste, braunes Zeug — laßlos, blütenlos, fruchtlos. Man wurde vom Schreck durchdrungen bei dem Gedanken, daß dieses Gehölz vielleicht schon das Ereignis sein könnte, auf das man wartete: der Urwald.

Etwas zaghaft ging man in den Wagen. Dort saß ein Deutscher, der es wissen mußte. Ich fragte ihn. Er sagte: Ja! — Ich blieb in dem Wagen sitzen.

Die Landschaft änderte sich wenig. Fächerpalmenwälder wurden sichtbar.

Sie machen einen etwas lächerlichen Eindruck. Auf einem riesigen behauenen Stamm sitzen oben kleine gebräunte Händchen, die nach allen Seiten winken. Schattenlos stehen sie herum wie Dekorationspalmen zu „Cäsar und Cleopatra“.

Allein der Canon eines tieffliegenden Flusses ließ längere Erinnerung zurück. Man sah für Sekunden eine umgekehrte Welt: unten: Berge, Wege, Täler — oben ewige Ebene.

Ich habe nie gewußt, was eine Oase ist.

Ich werde niemals die kleine Station vergessen, die hinter diesem „Urwald“ lag; einige hundert Stauden schossen unerlebenslangsam und schattenlos sechs Meter in die Höhe, teilten sich, fielen ein wenig, krönten in die langen ovalen alagurinen Seen der Blätter. Am Stamm: Trauben von Bananen. An jeder, unten, ein riesiger Blütenkelch: dunkellila-rot.

Eine Indio-Hütte lag in diesem Windmühlenwald der Blätter wie ein Stück Meerboden unter den Wellen von Sorrent. Eine India, mit blauer Bluse, lehnte sich auf die Gartentür und traute einen rot und grün bespitzten Papagei.

Kingsherum war Ode, verdorrtes Winterbüschel, eine Palme. Nur die Stationen entsündeten immer wieder. Nicht, weil sie von gleicher Melodie waren wie diese — sie waren manchmal nur erkenntlich durch eine Verdoppelung der Geleise —; sondern weil man auf ihnen sah, was man vom Zuge aus nicht sah: Menschen, Früchte, Blumen, Tiere.

In zwei Gliedern standen Indios und Indias in Erwartung der Fremden. Die Männer, barfuß oder mit Sandalen, in weißen, unten geränderten Hosen und weißen, blühigen Kitteln, auf dem Kopf die umrandete Tüte des Strohhuts; die Frauen: meistens im dunklen Rod und mit einem blauen, weißpunktierten Tuch, das wie ein Abend-schleier über dem Kopf lag und wie ein Schal über den Rücken geworfen wird. Wenn der Zug hielt, stellten sich die kleinen malayischen Gestalten dieser Frauen auf die Beine, und während sie mit hochgereckten Armen das Saff-

gelockt auf ihren riesigen Korbstellern andoten, sah man im Schatten des Korbes, ein braunes Kindergeſicht mit pupillenloſen, mandelartigen Augen.

Es waren herrliche Dinge, die ſie anzubieten hatten. Birnengroße, flache Mangos von der Form einer ohrringförmigen Kugel und einem gelben ſüß-herben Blaumenſchmeck; ſüße Zitronen; ſchwammartige Granaten, denen man wie einem Ei den Kopf abſchälte, um den Weinreife des Samens zu löſeln; ſchwarze Zapotes mit einem Blaumenmaſinſchmeck; Mameyes, von der Farbe, Geſtalt und Größe der Kofusnüsse, aber mit weicher Schale und einem ſeuerroten, ſachsartigen Fleiſch; vierfaulgroße Chirimoyas, mit einem Salzigſüßem-Inhalt und leichtem Ananasbeigeſchmack; meterlange Zuderrohrſtrangen, aus denen man ſich Stücke ſchneidet, um daran zu lutschen; Katteneifrüchte vom Geſchmack der Himbeeren und der Größe eines Pfirsichs; Bananen in allen Farben, Größen und Arten, rote, gelbe, grüne, glacierte, geſochte, rohe, gebadene . . .

Neben dieſen Frauen ſtanden andere, die uralte aztekiſche Gerichte anboten: Tortillas, ein Maieſierkuchen ohne Salz, der zugleich als Teller, Löffel und Gabel für jede Speiſe dient und den man mittelt; heiße Tamales; Maieſiſtöße mit Fleiſchrüchchen, eingebüllt in die Blätter des Maieſiſolbens; eiſgekühlte Reismilch; geſochte Hühner mit Chili, dem ſpaniſchen Pfeffer.

Männer boten prachtvolle Paraves an, die alten Schulterbeden der Azteken, die noch heute von jedem Indio zum Schutz gegen die Bitterung getragen werden (ſie ſind orientaliſchen Teppichen ähnlich; durch das buntgewebte Ders wird der Kopf geſteckt). Andere zeigten Puppenſtuben mit einer kompletten, laubgelagten Einrichtung; handbemalte Tongeſäße von heillos ſchönen Formen; Salzmatten; Fächer; kleine Körben mit Opalen; Onyx; Türkis-Matrix; Spazierſtöcke aus Horn; Panamahüte; Sonnenbrillen; Soarbüchlein; Sandalen. . . Jede Station empfing mit ihrer Spezialität ihren Charakter.

Wenn der Zug ſich in Bewegung ſetzte, wurden die Wagen zum halben Preiſe abgegeben. Frauen und Männer liefen neben dem Zuge her, ſchwarze Schweine wurden aus ihrem Schalen-Dorado unter dem Wagen aufgeſcheucht, Kinder ſprangen ſtolz und unermüdet auf das Trittbrett und vom Trittbrett wieder auf den Bahndamm; Hunde beſtten hinter den Kindern her.

Die Bahn kletterte langſam. Die erſten Reisplantagen wurden ſichtbar. Zuderrohrplantagen folgten; kleine, ſchlankwertige Vinetopflanzen ſtanden in Reih und Glied. Es war Dezember; man hatte ſie erſt vor wenigen Wochen geſät.

Die Bahn kletterte hörbar. Sandige Dämme kletterten in Blüthenwegen hoch; tiefen einmal Erdreich herunterrollen. Mit etwas Unbehagen ſah man aus dem Fenſter. Unten lag, überwuchert von Getreide, etwas Schwarzes auf dem Rücken — eine Lokomotive. Vor vierzehn Tagen war hier ein Zug überfallen worden. Es war Revolution. Auf den Trittbrettern und auf dem Dach der Wagen hockte die Bewachungsmannſchaft; die dreifachen Patronengurte zerrißen die Kattilagden von den Schultern. Der etwas mongoliſche Kopf der Indios ſchaukelte mit dem Zuge.

Es wurde unbehaglicher und ſchöner. Laubwälder grünt. Wilde Oliven ſeigten ſich. Ein blanker Mangobaum ſtrotzte. Die Saffrontänen der Bananen ſprudelten empor, etwas Kinderkopfgroßes, Apfelfinenartiges baumelte wie eine rieſige Traube an einem Zweige. Es war die Grape-Fruit oder Toronja. Ein Waſſerfall, aus dem Dschungel ins Dschungel ſtürzend, unzugänglich, nur ſichtbar als weißer Sturz zwilchen Grün und Grün, löſte das Räſſel dieſer winterlichen Fruchtbarkeit.

Der Weg führte in eine Schlucht. Der Rückblick umfaßte ein ungeheures Tal, 1200 Meter tiefer. In der Mitte eine Zuderfabrik; rundherum, die Berge hinauf, die windgetriebenen Saaten. Man ſah vom Himmel herab. Der Zug fuhr in die Wolken.

Als man die Dede unter ſich ſah, hatte ſich die Landschaft wieder verändert. Die erſten Orakſtätten ſtreckten ihre Hand ſentrecht aus dem Grabe. Vierſtellige Stangen, ohne jede Verzweigung, ſchoßen 3, 5 Meter in die Höhe. Andere brachen ſich überdrängend, ſteillich aus dem Mutterſtamm, ſchoßen parallel, triumphten über die Spitze. Aber waren mit dieſen Katteneifrüchten eingefaßt, wie Tennisplätze. Gehöſte lagen unſichtbar hinter ihren Mauern. War eine Pude — wälzte ſich der Kopalkattus wie aus einem Schulhof; wälzte ſich über die Berge; präſentirte mit dem Balancement ſeiner tellerrunden Glieder die Glanznummer eines Erzentrit; war der Clown zwilchen Säulen.

Drohend zückte der Schlangenkattus mit ſeinen verhoenen Dolchen in der Luſt herum. Geruchlam ſtand der Kugalkattus, wie ein Klavierſchemel im Irrenhauſe.

Sträßen brachen Hühnlich durch Katteneifrüchte. Wege führten durch ſchlackige Tunneln.

Auf einer Höhe von 2000 Meter begannen die Maaven. Buerſt vereinzelt, dann in unüberſehbaren Kulturen.

Mit der Blöcklichkeit einer Hand fiel die Nacht über ſakle Steinmaſſen, fremdformige Berge.

Am nächſten Abend hielt der Zug in der Stadt Mexiko.

Nur nicht verblüffen laſſen!

Von Hermann Baaner.

„Alles dari ein Mann,“ ſagte Miſter Knollenduft, „aber er dari ſich nicht verblüffen laſſen. Das dari er nicht. Ein Mann, der ſich verblüffen läßt, das iſt kein Mann.“

„Im,“ ſagte Meyer.

„Ein Mann, der ſich eher in Stücke haßen als verblüffen ließ,“ fuhr Miſter Knollenduft fort, „ein ſolcher Mann war Fullreep.“ Haben Sie ſie von dieſem Mann gehört?

„Nein,“ ſagte Meyer.

„In Los Angeles,“ erklärte Miſter Knollenduft, „dort kennt ihn jedes Kind. In Texas haben ſie ihm ein Denkmal errichtet und in New York ſiehen ſie ſchon ſeit drei Jahren vor täglich ausverkauftem Hauſe ein dramatiſches Lebensbild, das ihn verherrlicht. . . . Ja, Fullreep war ein Mann. Ein Mann, aus dem man eigentlich ganz auf drei Dukend Männer machen konnte, wobei an Stoff noch immer ſoviel übrig geblieben wäre, daß es für einiae Duſend Schlauphähne erreicht hätte.“

„Wer war denn dieſer Fullreep?“ fragte Meyer.

„Ein Gauner.“

„Wie?“

„Nun ja, ein Gauner. — was drüben erſt dann eine Verſimpfung iſt, wenn einer kein Talent hat. . . . Fullreeps Talent war aroh. Es war aroh und vielſeitig, denn Fullreeps Gaunertum betätigte ſich erfolgreich auf allen Gebieten. . . . Als junger, vielverſprechender Mann ſah Fullreep mit ganz kleinen Taschendiebstählen an, arbeitete ſich aber ſchnell und ſah hoch, indem er zu leichteren Einbrüchen überging, und machte ſich ſchließlich mit einem Schläge zum berühmten Manne des Tages, indem er mit der amſiſchen Banknotendrucker der Vereinigten Staaten in einen ebenio lühnen wie erfolgreichen Wettbewerb trat. . . . Damals ſah Fullreep den Grundſtock zu ſeinem künftigen Aſien-Vermögen, welches er dadurch erzielte, daß er alle namhaften Gauner der Vereinigten Staaten zu einem einzigen Truſt zuſammenſchloß, den er als allgewaltiger Diktator kontrollierte. . . . Später arbeitete Fullreep natürlich nicht mehr perſönlich. Er arbeitete nur dann und wann noch, um ſich ſo etwas wie einen Spah zu machen. Oder auch deſhalb, um ſeinen Reibern zu beweilen, daß es einfach unmöglich war, ihn zu erwischen. . . . Oh, war das ein Spah. — damals, wiſſen Sie, als Staatsanwalt Cool ſich durch eine Wette verpflichtet hatte, ſeiner dennoch habhaft zu werden! . . . Der arme Cool! Die Sache beſam ihm recht übel!“

„Wie?“

„Nun, die Sache trug ſich ſo zu, daß Cool in geſchickter Verkleidung zu Fullreep ſah und ſagte: „Fullreep, ich hätte da ſo eine Gelegenheit. — es handelt ſich um zwei Millionen Dollar. — wie wäre es, wenn wir die Sache auf Teilung machten?“ — „Was iſt's?“ — brummte daraufhin Fullreep. — „Nichts Beſonderes, — ein kleiner Bankſteinbruch. — aber es ſind immerhin zwei Millionen Dollar. — ich denke mir, ſo als kleines Vergnügen wäre das für Sie ganz nett!“ — „Gut,“ ſagte Fullreep, „ich will mir die Sache noch überlegen.“ — „Wie lange?“ — „Kommen Sie heute abend wieder. Bieſſicht gehen wir dann an die Sache losleich ran.“ . . . Der arme Cool, er freute ſich und ahnte nicht, daß er weitaus mehr Uraſche hatte, ſich zu grämen. Denn Fullreep, wiſſen Sie, hatte ihn längſt erkannt und er beſchloß nun ſeinerſeits, ihm einen Denktzettel zu geben, den er ſo ſchnell nicht verſehen ſollte. . . . Was tat nun Fullreep? Er beſchied mehrere Kriminalbeamte zu ſich, zu denen er ſagte: „Kennen Sie mich?“

„Sir,“ ſagte der Anführer der Leute, „wer wird einen Mann wie Sie nicht kennen?“ — „Haben Sie mich ſchon einmal erwiſcht?“ — „Noch nie,“ aab der Mann voll aufrichtiger Demut zur Antwort. — „Nun,“ ſagte Fullreep, „ſo will ich Ihnen Gelegenheit geben, endlich einmal, wenn auch nicht mich, ſo doch einen anderen ausgeſuchten Lumpen zu erwischen.“ — Und er erzählte dem Mann, daß heute einer bei ihm gewelen ſei, der ihm für dieſe Nacht ein Geſchäft auf halbpriſ vorgeſchlagen habe. Er — Fullreep — habe das Geſchäft auch akzeptiert und werde zum Schein auch mittun, damit, wenn alles allſtlich vorbei ſei, die Kriminalpolizei den ſakliſchen Verbrecher der verdienten Beſtrafung zuführen könne. — „Zwei von Ihnen,“ ſo ſchloß Fullreep, „werden ſich verſteiden und gleichfalls mittun.“ — „Yes?“ — „Yes Sir,“ verſetzte der Anführer, und ſchon war die Sache in Butter.

Meyer ſchwigte und fragte: „Und dann?“

„Miſter Knollenduft ſprach und fuhr dann fort: „Und dann vollzog ſich die Sache ſo, wie ſie ſich vollziehen mußte. Cool kam des Nachts, und Fullreep ſah mit und auch die zwei verkleideten Poliſiſten haßen beim Einſteigen in ſeine Bank, die um die bewachten zwei Millionen Dollar erleichtert werden ſollte. Fullreep knadte mit ſchon hundertfach bewährter Meſterſchaft den Geſchäft auf. Cool und die Poliſiſten ſahen bewundernd zu und ſchließlich war es der verkleidete Staatsanwalt, der die erbeuteten zwei Millionen Dollar in ſeine Taſche ſteckte, worauf er hiſchnell einen Revolver zog und, ihn auf Fullreep richtend, ſagte: „So, Burſche, nun habe ich dich endlich doch erwiſcht!“ Im nächſten Augenblick aber lag er, von einem mächtigen Hauſſchlaſe Fullreeps getroffen, ſchon am Boden, während ſich Fullreep geſchloßen eine Zigarette anzündete und zu den zwei Poliſiſten ſagte: „So, da habt Ihr dieſen Mann! Verhaut ihn erſt tüchtig, nehmt ihn dann feſt und bringt ihn auf Nummer Sicher!“

Meyer ſchickte ſich den Schweiß von der Stirn und fragte: „Und das hat ſich tatſächlich zugetragen?“

„Ves.“ sagte Mister Knollenduft ganz kurz.
 „Und Fullreep wurde nicht bestraft?“
 „Wie hätte er bestraft werden können, da er doch nur dem Geleke Hilfe geleistet hatte?“
 „Und Cool wurde bestraft?“
 „Auch er wurde nicht bestraft, da er ja nachweisen konnte, daß er gleichfalls nur dem Geleke Hilfe leisten wollte.“
 „Und was geschah mit den erbeuteten zwei Millionen Dollar, die Cool in Verwahrung genommen hatte?“
 „Sehen Sie.“ sagte Mister Knollenduft und konnte zum zweiten Male aus. „Jetzt kommt die Pointe der Geschichte. Diese zwei Millionen Dollar fanden sich nicht mehr in den Taschen Cools.“

„Wo also fanden sie sich?“ fragte Meyer.

Mister Knollenduft lächelte und schloß: „Sie fanden sich, als dieser wieder allein war, in den Taschen Fullreeps, der sie, ohne daß die Polizisten etwas merkten, Cool einfach wieder gestohlen hatte. Aber konnte jemand Fullreep diesen Diebstahl nachweisen? Nein!... So erbeutete, sehen Sie, Fullreep zwei Millionen Dollar mit Hilfe eines Staatsanwaltes und zweier Polizisten. — was übrigens nur eine der vielen Ruhmestaten dieses in den Vereinigten Staaten mit Recht allgemein verehrten Gauners ist, der sich noch niemals verblüffen ließ, — durch nichts und durch niemanden!“

Im Coupé.

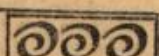
Der Zug lebt sich in Bewegung. Im Coupé sitzen zwei alte Herren, zwei bleichsüchtige Damen, ein Ehepaar und zwei Kinder. Der Zug fährt fünf Minuten lang an Häusern vorbei. Dann an Feldern. Der dicke Herr steht sein Taschentuch heraus und fächelt. Der Zug fährt zehn Minuten. Immer noch an Feldern vorbei. Der dicke Herr mit dem Taschentuch steht auf und läßt das Wagenfenster herunter. So ganz nebenbei sagte er: „Gestatten!“ Die beiden bleichsüchtigen Fräulein sehen sehr fragend und machen ein beleidigtes Gesicht. Der dicke Herr in der Ecke sagt so vor sich hin: „Gottseidank! Endlich was Luft!“ Die zwei bleichsüchtigen Damen ziehen die Schultern hoch und schütteln den Kopf. Dann sagt das eine Fräulein: „Es zieht hier aber wirklich!“ Und macht ein sehr beleidigtes Gesicht. Das zweite Fräulein sagt: „Ja, also wirklich, es zieht hier!“ Und macht auch ein sehr beleidigtes Gesicht. Der dicke Herr sagt: „Du mein Gott, dann machen wir eben wieder zu. Aber hier ist ja eine Luft zum Eratiden! Hier zieht es doch nicht!“ Das Fräulein sagt sehr spitz: „Ja, mein Herr, ich friere aber nun wirklich. Sie dürfen da nicht nach sich allein gehen!“ Der dicke Herr sagt: „Aber Sie verlangen das für sich, mein Fräulein! Aber in Gottes Namen machen wir zu!“

Das Fenster wird geschlossen. Der Zug fährt weiter. Gesprochen wird nichts. Auch der dicke Herr in der anderen Ecke und das Ehepaar machen jetzt ein beleidigtes Gesicht. Endlich sagt der Ehemann: „Also ich kann mir nicht helfen, es ist zum Umkommen hier! Erlauben Sie schon, daß ich das Fenster aufmache. Das hält ja kein Mensch aus!“ Seine Frau sagt: „Aber Eduard, nun laß doch zu! Es ist doch gar nicht so heiß hier!“ Eduard sagt so nebenbei: „Es ist eine ganz blödsinnige Temperatur!“ Und er zieht das Fenster herunter. Die beiden Kinder sind aufgesprungen und stellen sich an das Fenster. Die Mutter ruft ärgerlich: „Edi! Ruth! Hierher!“ Edi und Ruth saßen: „Oh Mutti, ich doch so heiß!“ Der Papa sagt: „Da laß die Kinder doch, wenn es ihnen heiß ist!“ Mama macht ein ganz beleidigtes Gesicht und sagt: „Unfinn! Sie erklären sich noch in dem Gegenauss. Ich verstehe dich gar nicht.“ Die beiden bleichsüchtigen Fräulein haben sich einen Schal aus ihrem Kösserchen geholt und wickeln sich bis zum Hals hinauf ein. „Also, mein Herr, ich kann mir nicht helfen. Es zieht hier unerhört. Und Sie sind doch nicht allein im Wagen! Weik Gott!“

Eduard sagt: „Ja, mein Fräulein. Sie sind auch nicht allein im Wagen, verstehen Sie! Uns ist es eben zu heiß, nicht wahr!“ Der dicke Herr sagt: „Ich finde aber auch, daß man da zum mindesten der Mehrheit nachgehen muß.“ Das Fräulein sagt: „Aber es sind mindestens eben so viele dagegen wie dafür. Und ich meine, Siehe kann man doch weik Gott eher ertragen wie Kälte, nicht wahr, Annelise?“ Das zweite Fräulein, das sich immer noch fest in seinen Schal wickelt, sagt: „Natürlich!“ Und macht wieder ein sehr beleidigtes Gesicht. Die Frau in der Ecke ruft wieder: „Ruth! Edi! Ihr sollt von dem Fenster weg gehen! Ich verstehe dich einfach nicht, Eduard, daß du schon der Kinder wegen die Fenster auslässest. Bis sie eine Erlösung weg haben!“ Und die Frau macht auch wieder ein sehr beleidigtes Gesicht. „Also zum Ausdauern, dann mach's zu.“ sagt Eduard. „Das ist ja zum Tollwerden hier!“ Und auch Eduard macht ein beleidigtes Gesicht. Das Fenster wird wieder zugemacht. Der Zug fährt weiter. Gesprochen wird kein Wort. Alle Fahrgäste machen ein böses Gesicht. — Vielleicht wird das Fenster noch ein paarmal auf und wieder zugemacht werden, denn der Zug fährt noch immer weiter und es sitzen acht Menschen im Coupé. Und jedenfalls kommt es auf das Gleiche heraus, ob man nur von Cottbus bis Halle oder auf der Fahrt durchs Leben im Coupé sitzt und nicht zur Ruhe kommt. Der eine will das Fenster auf haben und der andere zu. Ganz still wird's erst, wenn der Zug endlich hält und alles aussiegen muß. E. Belich-Krapp.



Neue Bücher



* Franz Werfel: „Suarez und Maximilian“. Dramatische Historie. (Paul Holsman, Verlag, Berlin SW. 68.) Diese Dichtung gestaltet den arandischen Kampf zweier politischer Gedanken- und Menschenwelten in ihren höchsten Vertretern. Der Gedanke einer idealen, legitimen Monarchie steht gegen den Gedanken der revolutionären Demokratie, die kraft dämonischer Lust ihres Repäsentanten den Sieg erringt. Aber die politische Handlung ist nur die Maske, hinter der sich der nackte Mensch verbirgt, der auf dieser blutigen Erde um sein Leben kämpfen muß, um sein Herz und um seinen Gedanken! Gnadenlos fällt ihn das Schicksal. Aber indem er seinem Tod einen Sinn gibt, überwindet er den Untergang und gibt das erschütternde Beispiel, das der ewige Zweck aller tragischen Kunst bleibt.

* Gaardt-Dubreuil: „Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil“. (Kurt Bownel Verlag, Berlin-Grunewald.) Der dritte Band der jungen, gut ausgestatteten Reiseliteratur „Der Wellenbummler“ führt in das Herz Afrikas, in die Sahara. Es handelt sich um den bekannten „Raid Citroen“, die erste arabisch-afrikanische Indienstellung einer Reihe von Wüstenautos, die die langwierige und gefährliche Verbindung zwischen den französischen nordafrikanischen Kolonien Marokko-Alger-Tunis und den tropischen Gebieten am Senegal und Niger auf 7 Tage abkürzt. Das Buch bringt Schilderungen und wunderbare Abbildungen aus den fast nie von Europäern betretenen Kernlandschaften der Sahara, dem Hoggar, dem Tamesnast und von seinen Bewohnern, den stolzen und ritterlichen Tuareg, sowie aus der afrikanischen Großstadt Timbuktu und der Landschaft am Niger.

* „Loabuch des 3. R. 3“. Mit authentischen Beiträgen von 7 Mitabnehmern der Belakung während der Atlantikfahrt, herausgegeben von Bruno Voßhamer, Luftschiffahrter. (Theodor Fischer Verlag, Freiburg i. Br.) Das Buch ist keine trodene Berichtserstattung; es enthält vielmehr lebensvolle und packend geschilderte Berichte, die Ergebnisse, Gedanken und die Tätigkeit eines jeden einzelnen Berichtserstatters. Von den hohen Anforderungen, die an jeden einzelnen der Schiffsbekakung — vom Führer bis zum Maschinisten — während der Fahrt gestellt wurden, geben die Berichte, die der Herausgeber im Loabuch vereinigt, ein anschauliches Bild.

* „Der Vorstoß in den Weltraum“. Eine wissenschaftlich-gemeinverständliche Betrachtung von Max Valier. (K. Oldenbourg, Verlag, München.) Der Münchener Astronom Max Valier entrollt vor uns ein überwältigendes Bild vom Ringen des menschlichen Geistes mit den Gewalten des Kosmos. Das erste Kapitel schildert die gewaltige Schwierigkeit, das Schwerfeld der Erde zu überwinden, das wie ein undurchdringlicher Panzer unseren Heimatstern umhüllt. In gemeinverständlicher Weise wird gezeigt, wie weit eigentlich menschlicher Erfindungsgeist und technische Naturbeherrschung fortgeschritten sind und wie wenig noch fehlt, um den Vorstoß in den Weltraum zur Tat werden zu lassen. So daß die Erreichung dieses Zieles durchaus im Bereiche des Möglichen erscheinen muß. Valier geht dann näher auf den Weg ein, der in den unendlichen Weltraum führen soll. schildert einen Vorstoß in den Himmelsraum vom Monde aus und entrollt endlich im Schlußkapitel ein überwältigendes Bild der weiteren Entwicklungsmöglichkeit der Raumfahrt bis zur Erreichung der entferntesten Himmelskörper. Was manches in dem Buche auch schon erscheinen, so verläßt Valier nirgends den Boden der Wissenschaft, sondern er versucht überall durch zwar einfach gehaltene, aber überzeugend durchgeführte Berechnungen seine Pläne vor der wissenschaftlichen Prüfung zu rechtfertigen.

* Dr. M. Kronenberg: „Die All-Einheit“. Grundlinien der Welt- und Lebensanschauung im Geiste Goethes und Spinozas. (Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.) Goethes philosophische Gedankenarbeit, in sein gesamtes Lebenswerk ist untrennbar verknüpft mit dem Namen Spinozas. Die vorliegende Schrift unternimmt es daher, Goethes spinozistische Anschauungsweise in freier, unabhängiger und rein intuitiver Einstellung zu erfassen, nach ihren weltlichen Grundzügen und verschiedenen ihrer wichtigsten Konsequenzen zu entwickeln und in einheitlich-gesamtem Bilde wenn auch in kürzelter Form und knappster Fassung, zur Darstellung zu bringen.

* „Nur die Hoffnung festgehalten“ — Lied von Ed. Surlana. (Verlag von C. Bachmann, Hannover.) Diese auf gemeinte Komposition erschien für Männerchor, gemischten Chor, Salon-Orchester, als Lied für eine Singstimme und in einer Paraphrase für Klavier.

* „Der gute Kamerad“ und „Das Kränzchen“. Die beiden bekannten Jugendzeitschriften der Union, Deutschen Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, sind stets unterhaltend, voll nützlicher Anregung und erzielen auch zur Willkür-erfüllung. Das allein erweist schon ihren Wert und ihre Beliebtheit. Jede Woche erscheint eine Nummer. Die Nummern sind jetzt auch einzeln erhältlich.